

Selzels heimelige Sefflektüre

Sejt 9

— > —  
**Aus meiner Stromzeit**  
**1**

oder:

**Wie ich in Karlsruhe  
Elektrotechnik studierte, Teil 1.**

Mit 1 Abb. im Text.

Von

**Gerhard Selzel**

cand. phil., Dipl.-Ing. <TH>

2. Auflage

Hamburg

MMI — MMXIII



Edition ROMANA Hamburg

Textschrift: Schrift der Karl-May-  
Fehsenfeld-Ausgaben  
(Hoffmannsche Buchdruckerei Stuttgart);  
Überschriften in der Fetten modernen Midoline (Fette  
Baftard),

Titel: Moderne Kirchengotisch (Pfeil-Gotisch).

Farbtitel: Das Karlsruher Schloß um 1800,  
Ölgemälde von Carl Kunz.

Neuigkeiten auf der Internetseite:  
[www.romana-hamburg.de](http://www.romana-hamburg.de)

© Alle Rechte vorbehalten.

## 1. Anfang in Karlsruhe.

Mit der Zeit wird der Mensch klüger. Auch mein Vater sah das später ein, konnte aber nichts mehr ändern. Er erlaubte mir nur, die Universitäten Darmstadt und Karlsruhe anzuschreiben, was ich aber nicht wollte. So tat er das einfach für mich. Beide nahmen mich an. Da ich mich irgendwie entscheiden mußte, obwohl ich die beiden Städte eigentlich gar nicht wollte, suchte ich mir dann doch Karlsruhe aus. Vater mußte mir dann auch noch eine Studentenbude ausfuchen. Er fand ein Zimmer bei einer etwa 70jährigen Witwe namens W. in der Hübsch-Strasse. Die Witwe wohnte dort mit einer etwa gleichaltrigen, ledigen Schwester in einem romantischen alten Mietshaus aus der Zeit der Jahrhundertwende. Das Haus hatte die Nr. 11 und lag beinahe direkt an der Kreuzung mit der dortigen Hauptstrasse, der Kriegstrasse. Vater schwärmte: „Es gibt im Zimmer sogar warmes Wasser!“

Nachdem Vater wieder nach Ludwigshafen zurückgekehrt war, fuhren wir mit der ganzen Familie, Vater, Mutter, meiner Schwester Elke und mir, nach Karlsruhe, damit ich mich dort einrichten sollte. Es war ein schöner, sonniger Sonntag. Eine hohe, alte, grüne Birke stand im kleinen Vorgarten zum Bürgersteig hin, durch den man ging, um dann durch eine geschmackvolle alte Haustür und ein hölzernes Treppenhaus zum zweiten Stock zu gelangen, wo die Schwestern wohnten. Ein hoher, geräumiger Raum, wie in Altbauten üblich, mit einer Stuckdecke, die lediglich durch eine nachträglich eingebaute Wasserleitung, die zu einem Waschbecken führte, unterbrochen war. Ein frei im Raum,

aber mehr zu der von der Thür aus links gelegenen Wand hin, stehendes Bett, rechts ein Sofa, das vor einer stillgelegten Thür stand, die früher in den Wohnraum der beiden alten Damen geführt hatte, ein kleiner Tisch mit einer schönen Tischdecke davor, und links von der Eingangstür ein großer Kleiderschrank, das war der erste Eindruck, den ich mitbekam. Im Rahmen der stillgelegten Thür, vor der das Sofa stand, waren Regale für Bücher angebracht, die ich mit meinen eigenen Büchern belegen würde. Die sehr schlanke, hochgewachsene Frau W. stammte, wie sie erklärte, wie auch ihre Schwester aus Westfalen, genauer gesagt aus dem Sauerland, und sprach ein klares Hochdeutsch, wie ich es bei meinen Eltern nie gehört hatte, so daß ich hierüber erfreut war. Ihr Sohn, sagte sie, sei im Krieg gefallen, und daher freue sie sich auf Studenten, die statt ihres Sohnes bei ihr wohnten. Mein Vormieter sei ein türkischer Student gewesen, sagte sie, worauf meine Schwester treffend meinte, es hätten sich also türkische Schweißfüße auf meinem Sofa gereckt! Ich hatte bei ihren Worten deutlich ein Gefühl, es würde sich hierbei auch kein Mädchen mehr auf diesem Sofa bequem machen, weil es doch ständig von einem Mann benutzt wurde.

Die Waschgelegenheit war übrigens dann doch ohne warmes Wasser. Lediglich dadurch daß das oben an der Decke verlaufende Wasserrohr das Wasser wenigstens auf gute Raumtemperatur erwärmte, konnte ich mich einigermaßen waschen.

Dann gingen wir in die gegenüberliegenden Gaststätte essen. Eine junge Kellnerin brachte die Suppe, sie stolperte etwas, und die Suppe spritzte auf meine gute Hose! Es brannte, ich schüttelte den Kopf und war entsetzt. Die Kellnerin sagte ganz besorgt: „Wenn ein Fleck an der Hose bleibt, schicken Sie uns die Rechnung!“

So fing der erste Tag in Karlsruhe an.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand sich eine

evangelische Kirche. Sie hatte sehr laute Kirchenglocken, die uns am Sonntagmorgen früh weckten. Ich hatte aber eine gewisse Abneigung gegen die Kirche, da wir wegen ihr unsere gleichaltrigen Mädchen nur ein paar Minuten, nämlich bei der Konfirmation, gesehen hatten. Nur, daß die Theologie mir auch nicht gefiel, lasse ich hier weg und gehe später mehr darauf ein.

Am Abend mußte ich allein zurückbleiben. Mein Vater sagte, und grinste: „Du wirst doch hier nicht etwa Urlaub machen, sondern ich will, daß du studierst.“ Ich war sehr unglücklich, sagte: „Ja, ja“ und schluckte alles in mich herein, und verdankte dem strengen Vater nun jeden Tag Alleinsein.

Ich stellte mir eine Photographie meiner Flamme Karen auf mein Nachtschränchen, auf welcher sie ein engelhaftes, einmaliges Lächeln zeigt, und wie ich heute meine, bin ich zutiefst vergaben gewesen in eine Blacerei, die gar nichts brachte. Da ich aber den gewissen Ehrgeiz hatte, die neue Studienzeit hinter mich zu bringen, wollte ich nicht fehlen, nahm also alles, was der Vater wollte, als schicksalshafte, strafähnliche Zeit. Und meinen leicht albernen Blick auf diese seltene Photographie gerichtet — denn das so engelsreine, himmlische Lächeln galt mir nicht, sondern einem anderen — versuchte ich jeden Abend einzuschlafen.

Neben meiner Wohnung in der Hübschstraße befand sich ein kleiner Lebensmittelladen. Da kaufte ich nun ein. Ich glaube, es war das erstemal, daß ich einkaufte. Früher hatte meine Mutter nie gemocht, daß ich einkaufte, und ich hatte es auch nicht gemocht, weil ich den Ludwigshafener Dialekt nicht recht verstand. Nun mußte ich einkaufen, und ich mußte es nun immer alleine. So mußte ich mich auch daran gewöhnen, einen Wagen oder Einkaufskorb zu verwenden, und die vielen Dinge zu bedenken, die ich brauchte.

Merkwürdig war, daß in Karlsruhe das Brot nicht schmeckte. Bald erfuhr ich den Grund: es war nämlich unge-

fäuert. Mit List und Tücke fand ich eine Bäckerei, wo ich gutes Brot erstand.

In der Mensa der Universität aß ich fast immer zu Mittag. Die Kost war wenig schmackhaft, und auch die Teigtaschen waren fade.

Da ich von nun an getrennt von meinen Eltern wohnte, wollte ich mir einmal eine kleine Flasche Schnaps kaufen; für eine große Flasche hatte ich kein Geld. Ich hatte nämlich bei den Eltern noch nicht Schnaps trinken dürfen, so wollte ich dieses Getränk einmal ausprobieren. Da fiel mir auf einmal die Flasche auf den Boden, zerschellte. Der Verschuß war nicht fest angezogen gewesen, was ich nicht hatte wissen können. Ich zahlte die kleine Flasche trotzdem, sowie eine neue, weil ich zu schüchtern war, meine Unschuld an dem Pech zu benennen.

So geht es öfter, viele Menschen lassen sich zu viel gefallen.

Mir ging es oft so, daß ich mich nicht genügend wehrte. Wie ich weiß, werden manche Leser meinen, die Eltern hätten doch Recht, da sie mehr Erfahrung und Lebensweisheit besäßen. Da aber der eine Großvater Kunsterzieher, der andere Architekt war, verstand ich, daß mein Vater mich quälen mochte, um nachher nicht Schuld daran zu sein, daß ich Geldmangel hätte. Daher hatte ich immer nur Geldmangel!

Da ich noch sehr unreif war, fuhr ich am Freitag immer mit dem Zug zu meinen Eltern nach Ludwigshafen. Dort war ich sehr gern willkommen, hatte aber sehr viele Sorgen, da ich nie mehr in Ludwigshafen ein Mädchen kennenlernte. Am Sonntagabend fuhr ich wieder zurück. Meine Eltern besorgten meine Wäsche, und immer bekam ich viele Lebensmittel mit. Der Vater wollte, daß ich immer besonders gut essen sollte und gab mir extra noch etwa Geld für Essen mit, was ich aber nicht recht verstand, da ich wegen

meiner Flamme, die mich ja abgewiesen hatte, beim Essen gar nicht froh wurde, und daher beschloß ich, die Geldzugaben lieber für meine Steckenpferde wie Photographie, Filmen, technisches Basteln und Bücher zu sparen. Wenn es bei ihm gute Laune gab, sagte er immer zum Abschied: „Und iß was Ordentliches.“ „Ja, ja,“ sagte ich und log. Seelischen Kummer verstand Vater bei mir nicht, er war dazu viel zu alt, und sein recht einfacher materialistischer Lebenshorizont veranlaßte mich oft zum Leugnen meiner Gefühle, die recht anders waren als bei ihm.

Der erste Winter in Karlsruhe war romantisch. Sehr viel Schnee fiel, so viel hatte ich in Ludwigshafen nie erlebt. Ich fuhr mit der Abtalbahn in das verschneite Bad Herrenthal; eine wundervolle Winterlandschaft mit hohen, wie mit Puderzucker bestäubten Fichten und Tannen erwartete mich. Da wanderte ich und photographierte, aber ich vermißte viel, nämlich eine Freundin. Der sehr aufregende weihnachtlich anmutende weiße Schnee stach tief ins Herz hinein, weil ich sehr einsam war. Kein Schlittensfahren, kein Schneeballwerfen, kein Rangeln im Schnee, das war doch langweiliger als ich wollte, alles nur für ältere Leute wie meine Eltern, die freilich zu Hause in Ludwigshafen geblieben waren, aber nicht für mich. Auch eine seltene Blitzlichtaufnahme mit dem WW meines Vaters entstand in diesem ersten Winter in Karlsruhe.

Frau W. hatte noch einen weiteren Untermieter, der sich nicht für Mathematik, sondern für Jura interessierte; er hatte bereits den Dokortitel und hieß Ostermeier.

Zur Universität mußte ich mit der Straßenbahn fahren. Sie kam von der Endhaltestelle „Kühler Krug“, ein neuer gelber sechsfacher, sehr breiter Triebwagen. Meine Haltestelle hieß „Hübschstraße“. Wenn ich an dieser wartete, freute ich mich stets auf die Straßenbahnfahrt.

Zämmerliche Dinge spielten sich dann ab, wenn ich an

der Haltestelle warten mußte. Ofter war ich in einer sehr melancholischen, gedrückten Stimmung, war doch meine kleine Karen weit weg, wie ich dachte, in Hamburg. Ich hätte so gern die Hamburger Straßenbahn benutzt, wäre zu ihr oder eher in ihre Gegend gefahren. Das konnte ich nun nicht, mein Vater hatte es mir nicht erlaubt. Als ich das erstemal dort Aufstellung nahm, tat sich ein Schock vor mir auf: Ich wähnte auf einmal, ich sei ein alter Mann, ein Greis, und dieses Gefühl sprang mich an wie ein Tier. So empfand ich das, aber angetan mit meiner rein materialistischen und gottesfernen Erziehung (meine Eltern hatten nie von Gott gesprochen) vergaß ich das später und nahm alles als Gaukelei. Wie erschraf ich später, als ich in einem bekannten Schubert-Lied das Gedicht Wilhelm Müllers über den unglücklich verliebten Jüngling hörte: „... er meint gar, ein Greis zu sein“. So ist es also anderen vor mir auch gegangen. Wahr ist, daß aber meine Hoffnung, einmal zu meiner Flamme mit der Straßenbahn hinfahren zu können, nicht mehr in Erfüllung ging, weil sie dann eingestellt wurde, genau einen Tag bevor ich nach Hamburg kam. So konnte ich Wilhelm Müller bestätigen. Und das Mädchen war völlig ohne Liebe zu mir.



## 2. Professor ‚Strubi‘ und Co.

Ich belegte, wie es im ersten Semester Vorschrift war, zunächst Höhere Mathematik, Physik und Chemie. Es war schwer, wie die abstrakte Theorie von uninteressierten und mir nicht näher sympathischen Dozenten vorgetragen wurde. Es war so, daß der sympathischste ein Österreicher namens Strubecker war, schon an der Pensionsgrenze, grauhaarig, recht anständig, da er die Vektoren in deutscher Schreibschrift schrieb, und besonders betonte, daß wir Schiller und Goethe ja nicht lesen könnten, wenn wir die deutsche Schreibschrift nicht könnten. Aber mit der griechischen Sprache hatte er nicht so viel zu tun, denn der Buchstabe ‚phi‘ ( $\varphi$ ) hieß bei ihm stets ‚fü‘. Wer aber den Buchstaben ‚ffi‘ ( $\xi$ ) bei ihm noch nicht kannte, mußte ihn auch nicht lernen, da ‚Strubi‘, wie wir ihn nannten, sich gar nicht erst bemühte, den Buchstaben genau zu erklären. Er fand es besonders leicht, mit der Kreide an der Tafel einen Versuch zu gestalten, den Buchstaben irgendwie einzuschüchtern, indem Strubi anfing, viele Kringel von oben nach unten aneinanderzusetzen, weswegen es geradezu den Verdacht gab, er wolle etwas Frühsporrt treiben. Bald lachten wir, wenn der Buchstabe dran war und hofften, daß der lustige Professor den Versuch, den Buchstaben so schlampig zu gestalten, endlich bereuen würde, indem er die Kreide abbrach und auf dem Boden ausrutschte.

Einmal lachte man, weil er uns riet, wir müßten sogenanntes ‚Potenzpapier‘ kaufen. Das war uns recht billig, da wir so schon genug Potenz gehabt hätten, falls nur Mädchen unter den Hörern gewesen wären. Die gab es aber nicht.

Er war ein Genie, das mehrere Bücher über die

Mathematik verfaßt hatte. Wer diese nicht besaß, konnte nicht folgen. Also kaufte ich sie mir.

Einmal ging Prof. Strubecker auf uns genauer ein, indem er riet, wir sollten jede Stunde genau nacharbeiten und die Vorlesung nicht etwa wie eine Tragödie an uns vorüberziehen lassen. Leider war ich ja gar nicht in der Lage einzusehen, wozu diese Mathematik gut sein sollte, da sie mit dem Fach Elektrotechnik nichts zu tun hatte, wie ich meine. Der Professor selbst hatte aber auch sehr wenig Lust, uns die trockene Mathematik lebendig zu machen, denn er ging schnell und mit wenig Sinn für praktisches Denken voran. Später habe ich ihn in einer freiwilligen Vorlesung für Fortgeschrittene erlebt, wo er beinahe jede Kleinigkeit ausführlich wiederholte, da bei dieser freiwilligen Veranstaltung keine Prüfung möglich war. Da war er nett, und ein ganz anderer.

Da die Mathematikstunde um 8 Uhr c.t. anging, war ich stets nicht ausgeschlafen. Ich ärgerte dafür die Schwester der Hausfrau, die sich nicht erklären konnte, wieso auf einmal um 7 Uhr der Teekessel pfeift. Nachdem sie aber schlau errechnete, daß ich der Übeltäter sein mußte, da ich so früh zur Vorlesung ging, nahm sie mir die Pfeife des Kessels weg und drohte: „Bitte verwenden Sie den Teekessel nur ohne die Pfeife, mir ist nämlich von früher bekannt, daß jemand mich immer damit aufweckte.“ Ich stimmte freudig zu, war es doch von dem blöden Trottel sehr unfein gewesen, die arme alte Dame so früh aufzuwecken. Aber auf einmal — o Schreck — da fiel es mir siedend heiß ein: Ich selbst war ja der Trottel gewesen, der den Teekessel hatte morgens pfeifen lassen! Facit: Wir schimpfen oft auf andere, ohne daß wir merken, wie wir selbst Fehler machen!

Mit einigen weiteren Schulkameraden aus meinem Ludwigshafener Gymnasium, die auch Elektrotechnik studierten, war ich noch in Kontakt, und diese waren freundlich. Der

eine hieß Becker, der andere Defren. Dieser meinte übrigens, er könne sich nie vorstellen, daß die Wiedervereinigung je kommen werde. Ich war wegen der sehr oberflächlichen und nicht nationalen Erziehung, die zu dieser falschen Meinung geführt hatte, erstaunt. Als er mich einmal besuchte, zeigte ich ihm ein Photo meiner Flamme Karen. Er lobte sachmännisch, sie habe „stämmige Beinchen“. Dabei kamen wohl auch erste Kontakte für die beiden mit den Damen in Frage. Sie frozzelten mich, ob ich denn schon in der Entengasse gewesen sei. Man wußte, daß dort der Puff war. Ich war aber nicht in der Lage, dort hinzugehen, da ich Angst hatte.

Mit zwei weiteren Kommilitonen aus Ludwigshafen fuhr ich einige Male im Kraftfahrzeug mit nach Karlsruhe. Sie studierten Maschinenbau. Beide jammerten: „Das Studium ist fauschwer.“

Weiter hatten wir Physik, und ein junger Professor Namens Kuppel machte sich daran, alles, was ich eigentlich schon im wesentlichen auf dem Gymnasium gelernt hatte, nochmals zu erklären. Da es keine Hausaufgaben und mündliches Abfragen wie auf dem Gymnasium gab, war der Stoff im Moment wieder vergessen. Kuppel benutzte die Studenten, um zynisch zu linker Politik aufzufordern, was er als Beamter gar nicht durfte. Da ich die klassische Kunst liebe, konnte ich mit seinen Worten nichts anfangen. Mit anderen Worten, er war ziemlich links, wodurch der Stoff mir keine rechte Bildung vermittelte.

Trotzdem war er freundlich, hielt durchaus auch interessante und gemütliche Vorträge, die ich gern anhörte, wobei ich aber keine große Lust auf Prüfungen verspürte.

Außerdem war noch anorganische Chemie Pflicht. Der Professor las ohne viel Experimente alles herunter, und das mit eigentümlichem Mißmut. Er hätte sich besser eine andere Arbeit suchen sollen. Im dortigen Chemiehörsaal saßen ausnahmsweise auch ein paar Mädchen. Sie waren gleichaltrig,

nahmen uns Studenten kaum zur Kenntnis, da sie sicher bereits Schulfreunde hatten, und die war nicht auf der Suche nach Mädchen. Alle anderen Lehrveranstaltungen waren ohne Studentinnen. Obwohl ich in Chemie gute Noten in der Schule gehabt hatte, stand ich hier vor einigen Problemen, die wir Studenten noch nie gehabt hatten.

Meine sehr geehrten Leserinnen und Leser, ich bin kein reiner Mechaniker oder Mathematiker. Beides war aber am Anfang der ganze Umfang des Studiums. So langweilte ich mich so, daß ich oft zu spät zur Straßenbahnhaltestelle kam und die Bahn bereits abgefahren war. Da lief ich oft wie ein Verrückter zur Haltestelle, und wenn ich doch zu spät kam, dann hatte ich das bleierne Gefühl in mir, vielleicht komme ich durch mein so ungeheuer schweres Studium auch sonst im ganzen Leben zu spät, denn ich wollte ja eigentlich eine schöne Liebesbeziehung und nicht Geld für wenig oder gar keine Liebe verdienen.

Ein bleiern schwerer Druck lastete fortan auf mir, und mir schien, daß ich nur durch äußerste Anstrengung weiterkommen würde.

Ich gestehe, daß ich aber gern ausgewichen wäre. Schon in meiner Gymnasialzeit hatte ich einen kleinen Stempelkasten bekommen, der aber sehr wenige Typen besaß. Nun hatte ich zwar auch nicht viel Geld, aber doch viel mehr als ich als Schüler besessen hatte, und so kaufte ich mir einen schönen großen Stempelkasten mit Gummitypen, die man zu schönen kleinen Stempeln zusammenstellen konnte. Ich hatte keine Ahnung, daß ich später einmal die graphische Arbeit, die ich hier anfang, beruflich ausüben würde.

So fragte ich eines Tages den Juristen Ostermeier, der außer mir noch zur Untermiete bei Frau W. wohnte, ob er mir nicht etwas helfen könnte bei meinen Problemen, indem er mir erklärte, was im Jurastudium zu machen sei; denn mein Studium sei mir viel zu langweilig. Er willigte gern

ein, und ich hörte, daß man viel Aktenstudium betreiben müsse, oft auch als fertiger Jurist die Akten noch nach Hause nehmen und sorgfältig studieren müsse. Noch mehr Arbeit also, und das noch nach Feierabend. Da war ich auch nicht klüger, kam schließlich zu dem Schlusse, daß das Leben sehr schwierig und langweilig war, wenn man wie ich keine Freundin hatte. Da ich noch immer hoffte, Karen würde sich noch näher mit mir befreunden, war ich aber nicht auf der Suche.

Da kam der erste Frühling in Karlsruhe. In der Nähe meiner Bude floß ein kleines Flüsschen, die Alb. Dahin fuhr ich eine Haltestelle mit der Straßenbahn, die dort ihre Endstelle „Kühler Krug“ hatte. Dort entlang des Flüsschens, das beinahe nur ein Bach war, gab es eine auenartige „grüne Lunge“ inmitten von grünen Wiesen, die wiederum an alte Schrebergärten angrenzten. Diese idyllische Natur lockte manchen alten und jungen Spaziergänger herbei. Ich nahm auf einer Bank Platz. Um mich herum nur blühende Bäume, Schatten und kleine, sonnige Stellen, wo ich gern fotografiert habe. Doch nicht viel Kunde von der schönen Natur drang in meine kleine Seele, die nun geschrumpft und alt schien. Die kleine Karen war ja nun so weit weg, es umfaßte mich eine qualvolle Sorge, und ich verschmähe den so schönen Frühlingstag, den ich erlebte, und den ich möglichst schnell hinter mich haben wollte.

Einmal kamen ein oder zwei Mädchen vorbei, aber ich wagte gar nicht recht hinzuschauen. Sie, die Liebe, war es ja nicht. Wer aber so viel Ansprüche stellt wie ein Maler, der weiß, daß man hier kaum warten kann, sondern nur mit ungeheuer viel Glück eine andere erscheinen würde. Karens roter Mund, der nie einen Lippenstift brauchte, mit ihren einmaligen Grübchen, die jede einzelne Regung ihres gleich hochaufbrausenden und dann wieder ruhigen Temperamentes verrieten, und die Mundwinkel, die leicht nach unten gezogen

energische Tatkraft verrieten; die rosa Wangen, die keine Schminke sahen, und die elegante Kraft, mit der sie ohne Scheu unter den höchsten Wogen hindurchgetaucht war; und ihre Stimme! Sie klang wie ein ganzes Orchester, nie werde ich sie vergessen. Man konnte alles auswendig lernen, was sie sagte, so genau gesetzt waren ihre Worte, und ohne den Akzent, den ich in Süddeutschland immer hörte. Das vermißte ich alles so sehr! Und immer wieder dachte ich daran, daß ich sie vielleicht im Sommer auf Sylt wiedersehen würde, wenn ich genügend Geld hätte, und man höre und staune, ich merkte eine innere Stimme, die mir recht deutlich zeigte, daß ich diese wunderschöne Frau nie kennenlernen würde, daß hier alles umsonst wäre. Nur, daß ich vorher allein sein müßte, das erfuhr ich durch diese innere Schau auch. Ich denke, wer sich immer nur alleine begegnet und nicht von anderen auch einmal eingeschätzt wird, der lernt ja gar nichts! Doch so viel Mutlosigkeit war natürlichen Ursprungs, da ich ja ein Maler und kein Pfälzer war, der sich unter Karlsruher Elektrotechnik-Studenten wohlfühlt hätte.

Ein alter Greis war ich hier mal wieder gewesen, der sich nicht traute, die Eltern zu hassen; aber diese waren eigentlich schuld, daß ich nun allein war, denn ich konnte mich nicht an die fremde Gegend gewöhnen. Man liest nicht die Bibel, wenn man sie denn läse, würde man die Worte Jesu lesen: „Nennt niemand Vater auf Erden...“, oder „Wenn jemand zu mir kommt und haßt nicht seinen Vater, seine Mutter,... und seine eigene Seele, der kann nicht mein Schüler sein.“ So lernte ich, wie ein Jesus sich bedanken würde für die Mühe, die ich seinen aufgezeichneten Gedanken ohne Absicht zuteilen mußte.

Als ich dort saß und traurig meine Jugend verstreichen ließ, die sich so nie wieder einstellen würde, da war oft ein andere Schulkamerad noch gedrückter. Ein Beispiel: Der ein-

zige, der aus meiner Religionsklasse dauernd so sehr an Theologie Interesse gezeigt hatte, daß er dieses Fach auch studieren wollte, brachte sich um. Er hieß Both. Auch ein junger Klassenkamerad, der so spontan war, daß er sich für alle greifbaren Freuden interessierte, war damals vom Leben so enttäuscht, daß er seine Teilnahme an der Bundeswehr dazu benutzte, sich mit einem Gewehr zu erschießen. Sein Name war Lienhardt. Daran dachte ich damals aber nicht, denn dadurch daß wir keine Mädchen in der Schule hatten, war ich froh, den Kontakt mit anderen abgebrochen zu haben, weil ich mit Absicht so eine kalte, völlig langweilige Erziehungsmethode nie gewählt hätte. Die Gleichaltrigen in meiner Heimat, der ehemaligen DDR, waren da besser dran gewesen, denn die Trennung der Geschlechter in den Schulen war dort längst als unklug aufgegeben worden. Meine vielen Sorgen waren also nicht natürlichen, sondern ganz unnatürlichen Ursprungs, wie denn die Ursache, die strenge Trennung der Geschlechter in den pfälzer Schulen, auch so unnatürlich und veraltet war.

Ja, auch unsere Lehrer waren nicht so tüchtig, wie wir gedacht hatten. Sie waren auch nur Menschen, die manchmal nicht weiter wußten. Einige sollen Selbstmord begangen haben, wie z. B. Wilding, der Sport- und Englischlehrer, der immer die markanten Worte 'irony of the fate' = 'Ironie des Schicksals' im Munde geführt hatte. Er wollte uns am Anfang noch zeigen, daß man nie aufgeben dürfe und hatte daher immer wieder die spannende und lehrreiche Geschichte von den zwei Fröschen, die in einen Eimer mit Milch gefallen waren, erzählt. Der eine Frosch, der feige und ungläubig war, hatte gedacht, was nützt es, wenn ich weiterschwimme, ich muß ja doch sowieso ertrinken, weil mir irgendwann die Kräfte ausgehen. Er ertrankt also. Der andere Frosch war mutig, er kämpfte und strampelte mit den Beinen in der Milch. Nach einem Tag saß er auf einem Stück frischer

Butter! Der ironische Lehrer, der mir noch im Abitur mit Spott gekommen war, wollte einmal nicht weiter, er nahm eine Überdosis Schlaftabletten.

Auch der freundliche Diplom-Ingenieur, den wir eine kurze Zeit in Physik gehabt hatten, Herr Röhrdanz, war eine unglückliche Person: er mochte keine Frau mehr, sondern versuchte, einen Jungen kennenzulernen. Als sich aber der Verdacht, daß er schwul war, bestätigte, fuhr der so emsig bemühte Lehrer in das Wachenheimer Tal, das in der Nähe von Ludwigshafen liegt, und erschloß sich.

Der tragische Selbstmord des Biologielehrers Sommer ist von uns schon vorher erwähnt worden. —

Später hatte ich aber einige Begegnungen, die mir mehr Mut machten:

Wieder einmal stand ich an der Straßenbahnhaltestelle Hübschstraße. Mein Herz war nach einem sehr schlanken, aber turnerisch begabten Mädchen gerichtet, aber nicht nach üppi- gen Kurven, wie ich meinte. Da kam auf dem gegenüberlie- genden Gehsteig eine junge Mutter mit dem Kinderwagen vorbei, welch ein Anblick, ich war wie von einer ungewöhn- lichen, rohen Gewalt ergriffen. Sie schob einen Kinderwagen mit einem Säugling darin vor sich her, der jedoch beinahe verschwand vor einem riesigen Busen, den sie so drall und weit mitsamt der Bluse voranstreckte, daß nichts weiter als dieser größte Busen sich voranzubewegen schien, nur der Busen, dann kam lange noch nichts, und erst nach einiger Zeit kam der dagegen winzige Kinderwagen, und schließlich folgte die Frau. Indem sie also sich voranmühte, ganz ruhig und sichtlich schwer an ihrem Busen tragend, mußte ich mich bemühen, den Schoß herunterzuschlucken, daß eine Last dieser Art hier herumgetragen wurde. Solche Frauen würde ich ja doch nie kennenlernen, dachte ich, und war eingeschüchtert.

Nicht lange nach meiner Ankunft in Karlsruhe sah ich, wie auf einmal ein Mädchen mit einem besonders auffallend



roten Mund, der aber lange nicht so schön wie der meiner Flamme war, in der Straßenbahn vor mir Platz nahm. Das war nun neu, denn in Ludwigshafen war ich immer gegen die Richtung der Mädchen, die das Mädchengymnasium besuchten, zu meiner Schule gefahren, so daß ich auf dem Weg zur Schule nie ein Mädchen in der Straßenbahn zu Gesicht bekommen hatte. Karens Mund hatte aber natürliche Röte, die andere mußte mit grellem Lippenstift nachhelfen. Da ich nicht anders konnte, sah ich sie an. Nach kurzer Zeit bemerkte ich, daß die etwa 18jährige unruhig wurde. An der Haltestelle Mühlburger Tor stieg sie aus, aber ohne mich eines Blickes zu würdigen. Sie war nicht genau der Typ, den ich suchte, denn sie war doch sehr nervös, daher war ich nicht weiter interessiert. Da sie dort ausstieg, war sie wahrscheinlich eine Studentin der Karlsruher Kunsthochschule, welche in der Nähe liegt. Da mein Vater für mich das Kunststudium gar nicht erst erwog, weil wir die moderne Kunst nicht abkonnten, kam das für mich nicht in Frage, und als ich einen Studenten der Kunsthochschule kannte, sagte er mir, die dortigen Professoren hätte mir gar nichts zu sagen! Ich ahnte gar nicht, daß es in Hamburg noch klassizistische Professoren gab, so daß ich dort ohne viel Probleme hätte Kunst studieren können.

Beinahe wäre ich dann ein Lolli für eine ca. 15-bis 16jährige gewesen, die mir eine böse Bescherung machte. Sie setzte sich in der Straßenbahn direkt vor mich, drückte ihre kleine, aber recht ansehnliche Brust so stark sie konnte heraus und lächelte dabei. Das war nett, fand sie hübsch, wenn ich aber bemerken muß, daß ihre Nase mir ein wenig nicht gefiel. Da ich nämlich eine leichte Ähnlichkeit zu Schiller an meiner Nase besitze, was nun leider bei ihr auch so war, ahnte ich, daß wir dann laute Hakennasen bei den Kindern zählen würden, weil sich die Erbanlagen verstärken, so daß ich mich bemühte, nicht hinzublicken. Das Mädchen, das im übrigen

aber sehr hübsch war, erschraf daraufhin gewaltig, und mit Tränen ging sie weg.

Ich dachte, na, die nächste, die eine gerade Nase hat, wird wohl gleich kommen. So? Sie kam aber nie, keine andere kleine Maid versuchte nochmals in der Straßenbahn, mich heiratswilligem, aber etwas ungeschickten Studenten zu 'knacken'.

In der Hoffnung, daß ich meine kleine Flamme doch noch einmal erweichen könnte, bemühte ich mich, Mädchen nicht anzusehen, falls es sich nicht vermeiden ließ. Dafür sparte ich mir etwas Geld, um im Sommer oder Herbst nach Hamburg fahren zu können. Da war ich sicher, nur da wäre der richtige Typ.

Leider sah ich sie nun kaum. Wenn ich bei ihr klingelte, öffnete sie, sagte aber, sie werde gleich zum Hockey-Spielen weggehen. Bald darauf öffnete sie gar nicht mehr. Enttäuscht, ja völlig innerlich zerstört, machte ich mich dann auf den Weg nach Karlsruhe zurück. Einmal, Karen hatte mich wieder abgewiesen, war ich in ein Freibad am Blankeneser Süllberg gefahren, wo ich ruhig Urlaub machen wollte. Als ich das Schwimmbecken betrachtete, sah ich ein sehr hübsches Mädchen, das sogar meinen Blick erwiderte. Sie lächelte mich an, mit zärtlichen Grübchen. Sie war ebenso wie Karen Athletikerin, hatte breite Schultern und schöne, dralle Waden und sprang mutig und ohne Scheu ins Wasser. Obwohl ihr Lächeln aber bald nicht mehr auf mir ruhte, zeigte ich nun Interesse. Nach dem Schwimmen legte sie sich auf ein Handtuch und las. Da setzte ich mich dazu, sprach sie dann an und fragte, ob sie mit mir tanzen gehen wolle. Ich war so aufgeregt, daß ich lange mit mir gekämpft hatte, sie anzureden, schließlich aber konnte ich endlich einige Worte hervorbringen: „Möchtest du nicht mit mir tanzen gehen?“ Sie lächelte sehr charmant, antwortete ruhig: „Bitte, was?“ Sie hatte mich nicht verstanden. Ich versuchte es noch einmal

etwas lauter. Sie erwiderte, wieder mit einem reizenden Lächeln: „Ja, woischt.“ Ich staunte, denn das war allemannischer Dialekt, und das in Hamburg. Nun erzählte sie, daß sie aus Bozen und hier nur kurz auf Urlaub war. Daher habe sie keine Zeit. Bald danach, es war ihr letzter Tag in Hamburg, folgte ich ihr, wie ging durch ein Wäldchen zu einer einzelnstehenden Villa. Dann habe ich von ihr nie wieder etwas gehört, und mein schöner Urlaub war nun wieder völlig umsonst gewesen.

Jedoch hatte ich jetzt Lust bekommen, die anderen kleinen Mädchen in Karlsruhe auch zu beäugen, da die Bozenerin ja bildhübsch gewesen war. Vielleicht würde ich auch hier im Süden jemanden kennenlernen. Wenn die kleine Karen schon nicht reagierte, dann wollte ich aber auf jeden Fall eine finden, die ganz genauso war. So stellte ich mich an der sehr stark von Fußgängern besuchten Kreuzung Europaplatz auf und schaute nach einem Mädchen aus, das mich anlächeln mußte. Da Karen aber blond war, hatte ich Pech: Es gab hier kaum blonde Mädchen, die meisten waren dunkel.

Ich stand dort immer und schaute, aber nie war ein Blondschoß mit Karens Lächeln zu sehen. Nur einmal war ich fast an der Grenze dessen angelangt, die ich gerne übertreten hätte: Ich schaute hinter einem süßen jungen Mädchen, das mit der Mutter vorbeiging, hinterher. Die Kleine hatte das gemerkt, und als sie an mir vorbeigegangen war, drehte sie sich um; als sie sah, daß ich ihr auch hinterherschaute, lachte sie vor Freude laut auf. Die hätte ich noch gern kennengelernt, da sie aber nun nicht blond war, hatte ich nicht so viel Mut, hinterherzurrennen, und fuhr traurig nach Hause zurück.

Übrigens, dort am Europaplatz gab es auch ein Karlsruher Original. Der sagte aber allen, wie es ihm ging, indem er sich antrank und dann lange, laute Monologe vor dem Lebensmittelgeschäft „Pfannkuch“ hielt. Oft kam er auch

hinein und jammerte dann dort: „Ich bin so einsam...“ Doch wurde er schnellst belehrt, daß er schweigen müsse, sonst werde er den Laden verlassen müssen. Der war wirklich ein armer Schlucker, denn er schluckte erst tüchtig Alkohol, bevor er sich zu reden traute.

Mancher schluckt mehr, traut sich aber nicht zu reden.

Neben der Suche am Europaplatz suchte ich in der warmen Jahreszeit in allen Freibädern. Kein Erfolg, die Mädchen waren nicht mein Typ, sie waren nur durchschnittlich schön.

Ich war sehr interessiert an der klassischen Kunst, die die Karlsruher Kunsthalle bot. Da konnte ich mich an romantischen Gemälden von Carl Kuntz und Ferdinand Georg Waldmüller nicht sattsehen. Wie herrlich wirkte der Himmel mit seinen unendlichen, feinst durchgeistigten Wolken bei Kuntz, und wie unendlich groß mußte die Mühe gewesen sein, die er sich gegeben hatte, um jedes einzelne Blatt und beinahe jeden einzelnen Grassalm so zu malen, daß ein Laie eine herrliche Photographie vor Augen zu haben glauben würde und nicht ein Gemälde! Und wie fein war die Naturwiedergabe Waldmüllers! Aber auch Waldmüllers detailgetreue Portraits fesselten mich, denn eine Miniatur einer Frau war zu sehen, die so fein gemalt war, daß man noch unter einer Lupe viele Einzelheiten entdeckt hätte! So war ich von den in Karlsruhe ausgestellten romantischen Malern hell begeistert.

Wenn auch mein Vater mich hier nie verstand, daß ich so gerne auch gemalt hätte wie diese beiden, so hatte er doch einmal eine Idee: Er sagte: „Ich habe gelesen, daß ein Mann seine Frau in der Kunsthalle fand. Die beiden sahen sich Gemälde an, dann entwickelte sich ein Gespräch, und sie lernten sich so kennen.“ Ich lachte: „Ja, als ich in der Kunsthalle war, da war überhaupt kein einziger Besucher anwesend.“ So irren die Menschen oft, wenn sie Lebenserfahrung ver-

miffen laffen oder zu wenig nachdenken, bevor fie eine Idee verkünden.

Nach zwei Semestern ftanden die erften Prüfungen für das Vordiplom an, in Mathematik, Phyfik und Chemie. Da ich vor den Prüfungen zu fchlecht fchließ, konnte ich mich nur wenig konzentrieren. So fiel ich in Phyfik und Chemie durch. Die Phyfik-Prüfung war im Verhältnis zu dem nett plaudernden und recht freundlichen Prof. Ruppel fchwer. Man hätte mit diefer Schwierigkeit gar nicht gerechnet. Bei der Chemie war die Schwierigkeit fo hoch, daß ich beinahe aufgeben wollte, wenn ich auch die letzte der drei Prüfungen, nämlich die Mathe-Prüfung, nicht fchaffen würde. Wir hatten von den Affiften ten, die die Übungen abhielten, erfahren, daß auch gute Mathematiker in der vorgegebenen Zeit nicht alle Aufgaben löfen könnten. Ein Affifitent Prof. Strubeckers habe fich in die Prüfung gefetzt und verſucht, alle Aufgaben zu löfen. Er konnte aber bei weitem nicht alle abgeben, ſchaffte nur drei Viertel. So war die Prüfung.

Eine Frage, die hier auftritt, iſt, wer kontrolliert die Prüfer? Wer nämlich nur ausſieben will, würde dann ja nur die Länge des Studiums erhöhen, fonſt könnte er viel leicht wenig bewirken.

Ich ſehe noch heute die Szene vor mir, als ich das Geſchäftszimmer des mathematiſchen Inſtituts betrat, und der betreffende Beauftragte in den Liſten nachſchaute: „Bier“, ſagte er. Ich hatte ſchon feſt mit einem Durchfallen gerechnet, fragte: „Iſt denn das noch beſtanden?“ „Bier iſt beſtanden“, hörte ich. Der Hausmeiſter, der zufällig dabeiſtand, nickte Anteil nehmend mit dem Kopf und meinte in typiſchem Karlsruher Dialekt: „Beſtanne, gell, des gibt ſchöne Dſchtere!“

So wählte ich alſo die Fortſetzung des Studiums, ſtatt es aufzugeben.

Meine beiden Kommilitonen, die Maſchinenbau ſtudiert

hatten, schafften die Anfangsprüfungen aber nicht. Der eine: „Ich versuche nun Elektrotechnik, das ist einfacher.“ Leider ein Irrtum, das nächste Semester mußte er damit auch aufhören.

Für die zu wiederholenden Prüfungen tippten meine Schwester und mein Vater mir alte Chemie-Prüfungsaufgaben ab, die wir uns besorgt hatten, und ich nahm noch von der Fachschaft herausgegebene Prüfungsaufgaben dazu. Und für die Physikprüfung wurde von Physik-Assistenten sogar ein Paukkurs angeboten, der zwar zusätzlich bezahlt werden mußte, der aber nach Angabe der Assistenten, die ihn abhielten, für eine bestandene Prüfung sorgen sollte. Ich nahm teil. Man schloß die Tür zum Saal ab, in dem der Paukkurs stattfand, damit kontrolliert werden konnte, ob alle bezahlt hätten. Dann wandelte sich der Ton, statt Herunterhaspeln von fachlich unwichtigen Sprüchen, markiger Politpropaganda und nutzlosen Einzelheiten wurde nun mit gründlicher Sorgfalt ein Gegenstand der Physikprüfung nach dem anderen abgehandelt. Der Segen ließ nicht auf sich warten: Ich bestand die beiden Prüfungen danach automatisch. Meine lieben Leser, wer kauft sich solche akademischen Lehrer, die nicht gleich ihr geliebtes Geld bekommen, sondern erst mal keinen gründlichen Unterricht vornehmen? Oh wie schön, wenn man mit Geld nachhelfen kann. Hätte ich das nur gleich gewußt, ich hätte viel Mühe und ein Semester gespart. Wer Geld hätte, könnte sich hierbei manch mühsame Nacharbeitung zu Hause sparen. Ganz nach der demokratischen Methode: „Wer Geld hat, beherrscht die Welt!“ Träumten die Dozenten auch nur von Frauen, weil sie sich so wenig Mühe gaben?

### 3. Karlsruher Stereo-Freunde.

Nur um Karen wenigstens in guter Erinnerung zu behalten, hatte ich mir schon vor meinem Studium eine Stereokamera gekauft. Die machte plastische Aufnahmen. Da ich vor Einsamkeit nicht weiter wußte, kam ich auf den Gedanken, den Inhaber der Fa. 'Stereo-Depfch' um Adressen von Karlsruher Stereofreunden zu bitten. Er hatte nur eine, eine Frau namens Ruth Höger, die sich lang und breit bei ihm erkundigt hatte, wie sie die besten Stereoaufnahmen erhalten könnte. Da rief ich an. Sie arbeitete bei der Zeitung, war etwa 40, und sehr erstaunt, als ich ihr meine eigenen Stereoaufnahmen und Kamera 'Belplasca', mit der ich sie aufgenommen hatte, zeigte. Frau Höger beklagte sich: „Wie kann es nur sein, daß so wenig Menschen von dieser so einmaligen plastischen Wirkung wissen? Ich hätte ja zu gern auch so eine Kamera wie Sie, aber ich hatte davon ja keine Ahnung, mein Kamera-Vorfaß war für mich, dachte ich, genug.“ Sie hatte nur einen 3D-Vorfaß für eine normale Kamera und zeigte mir damit aufgenommene Stereoaufnahmen. Da dieser längst nicht die gleiche plastische Wirkung bot wie eine richtige 3D-Kamera, war sie nun sehr enttäuscht. Da dachte ich, ich muß der Frau helfen. Über die Firma Depfch konnte ich für die begeisterte Stereofreundin eine gut erhaltene Belplasca, wie ich sie auch hatte, besorgen.

Auf ihren Bildern sah ich einen Mann, den sie offenbar gern aufnahm, wie er im Wohnzimmer saß. Da war ich froh, daß sie einen Freund hatte, obwohl ich annahm, daß es keine Familie gab. Doch die Mutter der Frau lernte ich noch kennen; diese war bereits recht fortgeschrittenen Alters und klagte, sie habe früher zu viel zugenommen. Auch seien die

Zeiten heutzutage viel schlimmer als früher. „Ich traue mich nicht mehr auf die Straße, aus Angst, überfallen zu werden.“ Sie meinte das ernst, ich aber erwiderte: „Ältere Leute behaupten immer, daß die Zeiten früher besser waren. Aber in Wirklichkeit ist das doch nicht so.“ „Aber nein,“ erwiderte die alte Frau, „ich könnte Ihnen Dinge erzählen... Früher kam das nicht vor.“

Wir konnten jedoch die Dias noch nicht projizieren, da ich keinen Stereoprojektor besaß.

Auch einen alten Herrn, er war damals etwa 80 Jahre alt, lernte ich über die Stereophotographie kennen. Schon beim Eintreten in das Jugendstil-Stadthaus sah ich im Erdgeschoß herrliche romantische Wandmalereien, wie ich sie in dieser Perfektion in einem Mietshaus nie gesehen hatte. Ein in gotischer Schrift gehaltenes altmodisches Messingschild erinnerte mich daran, daß ich einen alten Herrn besuchte. Er hieß Bernhard Sienknecht, wohnte in der Yorkstraße und war beruflich Klarinetist, genauer gesagt Kammervirtuose, von nicht magerer, leicht untersektler Gestalt, mit einem Oberlippenbärtchen. Von seinen Ideen und den Interessen her war er aber noch ganz jung, da er alles mögliche mit mir teilte. Viele naturgetreue Gemälde hatte er gemalt. Gleich zeigt er mir ein beinahe photorealistisches kleines Aquarell, das wundervolle blühende Bäume zeigte, wobei er betonte, daß er die weißen Blüten nicht etwa mit Deckweiß gemalt, sondern alles ausgespart hatte, was bekanntlich sehr schwer ist.

Er zeigte mir auch seine wundervollen Stereoaufnahmen, die alle aus Italien waren, wo er immer Urlaub verbrachte, sowohl von der ligurischen Küste als auch von Capri. Es waren wirklich meisterhafte Aufnahmen, welche die typische Ausstrahlung der italienischen Landschaft in einmaliger Weise wiedergaben. Obwohl er Italien so liebte, stellte es sich heraus, daß Herr Sienknecht aus Hamburg war. Sein



Geburtshaus stand in Fuhlsbüttel, im Brombeerweg, und ist heute leider abgerissen.

Es zeigte sich wieder, daß auch hier die Anziehung der Gegensätze den Menschen bereichert. Dann erzählte er, daß er in Hamburg früher sehr viel gefroren habe, weswegen er nun in Karlsruhe sei, wo es wärmer sei. Aber er sei auch bei vierzig Grad im Schatten an der ligurischen Küste gewandert, wo die Italiener sich für die Mittagszeit zur Ruhe in ihre Häuser zurückzogen. Er erklärte, das komme durch seine Blutgruppe, die Hitze aushalte, und Leute mit dieser Blutgruppe seien im Kriege für das deutsche Afriacorps ausgewählt worden.

Für Esperanto hatte er wie ich keinen Sinn, dafür lernte er gern Italienisch, damit er sich bei seinen zahlreichen Urlauben in Italien mit den einfachen Italienern verständigen konnte. Er wollte dafür kein Latein, obwohl er dadurch Italienisch nie sehr gut konnte.

Witze konnte Herr Sienknecht auch. Im Elsaß ist der Name Harsch häufig. So erzählte Herr Sienknecht, wie ein Franzose im Elsaß eine Frau Harsch mit ‚Madame Arsch‘ ansprach — Franzosen können kein H sprechen. Die Frau wußte das noch nicht und wunderte sich sehr, „so gemein kann der doch gar nicht sein“, jammerte sie.

Ich erwiderte, daß ich einen noch lustigern Witz wisse, indem nämlich die Schwaben das Schluß=n nicht sprächen, sei einmal folgender Fall geschehen: Als nämlich eine Schwäbin von ihrem Freund Abschied nahm, sagte sie: „Scheide tut so weh“, was diesem erst nicht richtig zu Ohren kam, denn er meinte: „So? Schwänzle tut a weh.“

Da ich dem Ehepaar viel von mir erzählte, kam es auch auf seine Kinder zu sprechen. Es hatte zwei von mir aus gerechnet ältere Töchter. Die eine war in der Schweiz verheiratet, aber nicht glücklich, die andere lebte in Karlsruhe und war gerade geschieden. Sie hatte geglaubt, die Welt sei

wie ein kleines Paradies, da müsse zum Schluß immer das Gute siegen. Frau Sienknecht, die aus Bayern stammte, erzählte, sie habe den Töchtern früher von Engeln erzählt, die den Menschen beistünden. Das tat der Tochter nun nicht gut, sie schimpfte die alten Eltern aus. „Wir haben das nicht geahnt, daß es so kommen würde,“ sagte Herr Sienknecht. Und seine Frau fügte voller Gram hinzu: „Mit mehr schlofn konn ma mehr.“ Herr Sienknecht ergänzte, daß die in der Schweiz verheiratete Tochter einen Italiener geheiratet habe, der sie ‚wie ein Pascha‘ behandle.

So war es, daß auch beim Ehepaar Sienknecht wieder gewisse Gegensätze zusammengefunden hatte, Bayern und die Waterkante.

Wenn ich bei Familie Sienknecht eingeladen war, was dort besonders willkommen war, gab es stets Kuchen, wozu mir aber Wein angeboten wurde. Das war recht drollig, denn Wein habe ich sonst noch nie zu Kuchen getrunken. Nur das Klavier-Üben erlaubte man mir nicht. „Sie können zu wenig“, sagte mir Herr Sienknecht.

Hübsch ist noch, daß die Karlsruher Tochter wie der Vater musikalisch war und im Badischen Staatstheater die Harfe spielte.

Der alte Herr war aber über mich, besonders wegen meiner Stereoaufnahmen, so begeistert, daß er mir seine alte 6×6-Stereokamera „Heidoskop“ günstig verkaufte. Diese seltene Kamera, die er sich als junger Mann vor dem 2. Weltkrieg in Karlsruhe gekauft hatte, war das einzige, was er sich aus seinem brennenden Miethaus im Bombenhagel gerettet hatte, und er liebte sie besonders. Diese Kamera wollte er nur mir anvertrauen.

## 4. Kunst und Musik helfen!

Zu meinen beiden alten Damen hatte ich erst ein leicht kühles Verhältnis, da sie mich abends nie zum Fernsehen einluden. Dafür mußte ich abends immer durch die außer Betrieb gesetzte Tür hinter meinem Sofa den Fernsehton mit-hören, da die Tür ja kaum den Schall dämpfte. Da kam ich auf eine Idee: Ich bat mir nicht etwa Ruhe aus, sondern gab an, daß ich in der Stadt bei Aldi einkaufen würde. Da kamen die beiden alten Damen und fragten, ob ich ihnen nicht etwas mitbringen wolle. Das tat ich. Zwar wurde ich nicht zum Fernsehen eingeladen, aber der Umgangston wurde nun endlich sehr nett. Immer wieder hieß es: „Geht der liebe Herr Helzel heute in das Städtchen?“, wenn ich etwas für die beiden einkaufen sollte.

Eines Tages, ich war mit dem Studium etwas voran-gekommen, packte mich eine unbändige Lust zu malen. Ich hatte mich zuvor übel mit meinem Studium gelangweilt. Da fuhr ich in die Karlstraße, um mir etwas Malmaterial für Ölmalerei zu kaufen. Noch hatte ich aber keine Staffelei, die für Ölmalerei dringend nötig ist. Da sah ich in dem Geschäft, in welchem mich ein sehr freundlicher Verkäufer in einem weißen Kittel bediente, eine hölzerne, große Staffelei. Kurz entschlossen kaufte ich sie und fuhr damit mit der Straßenbahn nach Hause. Dann begann ich, ein schönes Blumenstillleben in Öl zu kopieren. Als die beiden alten Damen das sahen, waren sie hell begeistert. „Sagen Sie nur, wie haben Sie das gelernt?“ Da Frau W. Witwe eines Graphikers war, fragte sie mich: „Wollen Sie nicht lieber Graphiker werden, Sie sind doch so begabt?“ Ich hatte von diesem Beruf noch nie gehört. Da ich dachte, es sei ein

Geschäftsinhaber, der Bürobedarf verkaufte, sagte ich: „Ach wissen Sie, da kann man doch nur Krämer werden.“ Wütend schlug sie die Tür hinter sich zu. Ich hatte mich falsch ausgedrückt, und das tat mir hinterher sehr leid.

Ihre Schwester kam eines Tages aufgeregt aus der Küche, sie schimpfte: „Bitte nicht wieder die Ölfarben in den Mülleimer, sehen Sie, wie ich aussehe!“ Ich hatte nach dem Malen meine Palette wie üblich mit Klopapier abgeputzt und dieses offen in den Mülleimer getan. Frä. Secks Hände strahlten nun so in allen Farben, daß moderne „Künstler“ sie für ein tolles Kunstobjekt gehalten hätten. „Ach entschuldigen Sie,“ sagte ich, „ich wußte ja nicht, daß Sie da hineingreifen.“ Sie hatte den Inhalt des Mülleimers etwas mit den Händen etwas zusammengedrückt, damit mehr hineinging. So war ich wieder etwas reicher an Erfahrungen, was man falsch machen kann, wenn man mit anderen in einem Haushalt wohnt.

Im Eisschrank hatte ich übrigens auch nur einen ganz kleinen Platz für mein Abendbrot, womit ich aber zufrieden war. Dafür brauchte ich nicht zu kochen, ich konnte ja billig in der Mensa essen.

Überraschend löste ein Ludwigshafener Farben- und Lack-Geschäft in der Berliner Straße die Vorratshaltung seiner Künstler-Ölfarben einer Markenfirma auf. So kaufte ich, ohne zu ahnen, daß ich diese einmal richtig brauchen würde, was an Farbtuben noch zu haben war. Gleichzeitig deckte ich dort auch meinen Bedarf an Malgründen. Der freundliche Chef zeigte mir, wie man einen Keilrahmen mit einer Spezialzange bespannt, und ich kaufte ihm daraufhin eine solche Zange ab, so daß ich in Zukunft meine Keilrahmen immer selbst bespannen konnte.

Obwohl mein Vater diese Leidenschaft des Malens zu Berufszwecken vermutlich nie begreifen würde, konnte ich ihn aber wenigstens für eine andere Kunst etwas gewinnen: Ich

sagte zu ihm: „Vater, meine Schwester hat ja früher Klavierunterricht genommen, ich aber nie. Da ich wohl auch das gleiche Recht hätte, hätte ich gern in Karlsruhe Klavierunterricht genommen.“ Vater erwiderte, das sei wohl nötig, und gab mir das Geld. Ich suchte nun einen Lehrer. Es war schließlich ein noch junger, etwa 40jähriger Klavierlehrer gefunden, mit Namen Röcker, der sich sehr nett um mich bemühte. Er war nämlich noch Student am dortigen Konservatorium, hatte Ideale und wollte sehen, was ich könnte. Ich spielte „Auf einem persischen Markt“ von Ketèlbey vor. Er war nicht wie ich Romantiker, sondern liebte die Wiener Klassik mehr. Da ich aber keine Möglichkeit zum Klavierüben hatte, erlaubte er mir, in seiner Abwesenheit bei sich zu Hause zu üben. Er gab mir dazu seinen Wohnungsschlüssel. Leider, denn ich vergaß beim Hinausgehen, diesen an einen verabredeten Ort abzulegen. Röcker kam nach Hause und konnte nicht in seine Wohnung.

Da war er nicht mehr so galant, mich hineinzulassen, ich mußte mich weiter umsehen, um üben zu können. Auf die Idee, daß man einen zweiten Schlüssel für mich hätte anfertigen können, waren wir beide nicht gekommen, was schade ist, denn dann hätte das unglückliche Vergessen meinerseits gar nicht vorkommen können.

Er war immerhin so nett, einmal ein Gemälde von mir ansehen zu wollen. Ich nahm ein Portrait der Schlagerfängerin Conny Froboes zu ihm mit. Er ergriff es, rannte mit dem Bild, den Mund weit aufgerissen, rückwärts, bis er an einen Schrank stieß, so aufgereggt war er, denn er hatte noch nie ein so genau gemaltes Portrait in der Hand gehalten. Man konnte jedes einzelne Haar sehen, und Röcker war außer sich vor Bewunderung, womit ich gar nicht gerechnet hätte, denn mein Vater, der sich hierbei immer negativ erwies, nahm dies als ziemlich selbstverständlich und normal hin, da sein Vater ja auch Maler gewesen war. Nur in der

Musik konnte ich ihm nichts Eigenes vorspielen, so weit war ich damals noch nicht.

In meinem Mietshaus in der Hübschstraße wohnte unter uns eine alte Dame, deren Tochter, sie war mit etwa 33 Jahren noch jünger, Medizin studierte. Dort gab es ein Klavier. Als wir fragten, ob ich dort üben könne, wurde mir bedeutet, die alte Dame sei krank und könne keine Musik mehr vertragen. Mehr noch, man hörte oft lautes Zanken, offenbar war die Tochter wütend auf ihre Mutter.

Ich hatte aber von einem Mitstudenten von der katholischen Studentengemeinde gehört. Ich fragte den dortigen Studentenfarrer Gaupp, ob ich nicht hier Klavier üben dürfte, und er erlaubte dies sofort.

## 5. Prüfungen ohne Liebe.

Frau W. wußte, daß man als Mann ohne Frau nervös ist und riet mir, ich möge doch Schwimmen gehen, das sei gut für Alleinstehende, auch der Jurist tue das. Also kaufte ich mir eine Wochenkarte für ein Hallenbad, um zu schwimmen. Aber wie langweilig war das! Keine schöne Maid, die ich gern angesprochen hätte. Nur einmal war ich sehr eifersüchtig. Ein Junge und ein Mädchen, beide etwa um die 14 Jahre alt, waren gemeinsam erschienen. Der Junge hatte einige erotische Neuigkeiten ausgetüftelt, die ich noch nicht erlebt hatte. Er wollte die Kleine von der im Becken umlaufenden gelachelten Ballustrade, wo sie sich festhielt, wegziehen, vielleicht auch andrücken oder gar untertauchen, so genau konnte ich das nicht feststellen; diese ließ aber nicht los, und er konnte sie trotz äußerster Anstrengung nicht wegbewegen. Schließlich kam es soweit, daß der Junge in eine Art Rausch kam, offenbar in seiner männlichen Ehre gekränkt, weil er seine Begleiterin, obwohl sie ein Mädchen war, nicht unterkriegen konnte, und begann so laut zu keuchen, daß andere aufmerksam wurden und einige jüngere Männer — nur diese waren offenbar noch in der Schwimmhalle — auf uns zuschwammen, sich lachend an der Ballustrade festhielten und stauend und feigend riefen: „Bravo, weiter, weiter!“

Die Kleine, sie hatte sich einfach bloß an die Ballustrade angeklammert, war auf einmal besorgt über das Aufsehen, was sie und der Junge erregt hatten und sagte laut zu ihm: „Wenn du nicht sofort aufhörst, spiele ich nicht mehr mit.“ So ging der wilde Zweikampf zu Ende, ohne daß eine Partei gesiegt hätte, und wir waren sicherlich auch froh, daß wir

Eintritt bezahlt hatten.

So hatte ich mich hiermit Probleme wie einst Novalis, denn ich hatte nun zwei verschiedene Charakterzüge bei Frauen betrachtet: die eine durch üppige weibliche Formen ausgezeichnet, die andere mehr stark und kämpferisch. Novalis meint in einem Gedicht, er könne sich zwischen zwei Mädchen nicht recht entscheiden, die eine habe einen schöneren Mund, die andere wiederum eine vollere Figur. Oft schwanken wir zwischen zwei verschiedenen Typen. Ist es nicht wunderbar, wenn beide in einer Person zusammenfallen?

Einmal war eine sportliche, hübsche junge Frau, oder war sie vielleicht noch ein Mädchen, in der Schwimmhalle. Sie schaute mich gar nicht recht an. In meiner männlichen Art angeregt versuchte ich dennoch herauszubekommen, wo sie wohnte. Ich verfolgte sie, und sie verschwand schließlich in einem gewissen Mietshaus in der Beierthheimer Allee. Da sie mich nie angesehen hatte, war ich aber nicht weiter interessiert, noch mehr Zeit hineinzustecken, um sie einmal wenigstens anzureden.

Offenbar waren kleine oder junge Mädchen, wenn sie sehr gut aussahen, nicht in den Schwimmhallen zu finden, sondern fuhren mit den Freunden zu Badeseen, wo ich nicht hinkonnte.

Frl. Seck, die Schwester meiner Wirtin, legte oft auf freundliche Erkundigungen Wert, seitdem ich immer von Altdi nette Sachen mitbrachte. So fragte sie einmal: „Haben Sie denn schon eine Brautje? So nennt man eine nämlich im Sauerland eine Braut.“ Traurig erwiderte ich: „Nein.“ Sie wunderte sich und meinte, sie sei allerdings immer unverheiratet gewesen.

Bei Prof. Strubecker mußte ich noch eine weitere Prüfung in höherer Mathematik bestehen. Ich bekam aber die sog. ‚vollständige Induktion‘ nicht recht mit, verstand die Beweisführung nicht. Bei der Übung, wo wir Studenten



vom Assistenten aufgerufen wurden, ging ich dann einfach weg, die anderen Studenten lachten. So kam es, daß ich zweimal durch die schriftliche Prüfung fiel. Der Assistent, er hieß Gauß, gab sich jovial, Strubecker werde nun eine mündliche Prüfung erlauben, und Gauß erklärte, was ich wissen müsse. Beim Notieren der Fragen und Antworten schrieb ich diese in der deutschen Schreibschrift nieder. Der Assistent, dessen Professor extra betont hatte, wir müßten die deutsche Schreibschrift können, lachte laut auf, als er das sah. „Ja, meinte er, „ist denn das nicht sehr umständlich?“ Ich antwortete: „Nur, wenn man genau nach der Ausgangsschrift schreibt. Aber das tut niemand, auch nicht mit der lateinischen Schreibschrift.“ Die deutsche Schreibschrift, erklärte ich, sei ähnlich der Kurzschrift und sei nicht nur schneller schreibbar als die lateinische, sondern bei schnellem Schreiben immer besser lesbar als jene.

So lernte ich die vorgegebenen Fragen und Antworten auswendig. Immer vor solchen Prüfungen fuhr ich in die Waldstadt, um dort unter den Hochhäusern beim Spazierengehen meine Nerven zu beruhigen, und jedesmal regnete es dann. Die Stimmung war dann immer häßlich, den Kopf unter den grauen Regenschirm gedrückt, mit faden Gefühlen für die Leistung, die ich gebracht hatte, denn ich dachte jedesmal vor einer Prüfung, ich hätte zu wenig gelernt, ging ich spazieren. Ich hatte mir gedacht, daß dort in der Waldstadt viele Schlesier wohnten, so daß vielleicht dort auch ein Mädchen für mich leben mochte, und konnte die Spannung so leichter ertragen, wenn ich daran dachte, daß dieses Mädchen in der Nähe sein würde, auch ohne daß ich sie kannte.

Die Prüfung war sehr einfach, Prof. Strubecker fragte tatsächlich nur genau das, was der Assistent mitgeteilt hatte. Ein anderer Prüfling, der sich nicht so gut vorbereitet hatte, versagte bei einer Frage; er sagte verzweifelt: „Herr

„Professor, helfen Sie mir doch bitte.“ Der lächelte, half kaum, aber bestanden hat der Student auch. Ich kam ohne eine einzige Frage nicht beantworten zu können aus der Prüfung, hatte sie also vortrefflich bestanden.

So alleine wie ich war hatte ich oft Probleme, die Menschen zu suchen, die ich gebraucht hätte, und suchte daher Sachen. Die waren Kakteen, und ich fand sie im Kakteenhaus des Botanischen Instituts. Ein netter Gärtner namens Lehnert, der mir alles erklärte, war immer bereit, mich kostenlos einzulassen, weil ich Student war. Die meisten Pflanzen übersah ich, aber die Kakteen fesselten mich. Immer im Frühjahr schaute ich nach, wenn die stacheligen Pflanzen zu blühen begannen. Öfter hatte er einen schönen Ableger für mich. Ich brauchte sie für meine Sammlung, die auf dem großen Balkon meiner Eltern in einem kleinen Gewächshäuschen stand.

Eines Tages konnte man den Rauschgiftaktus *Lophophora Williamsii* nicht mehr finden. Der Gärtner: „Ich habe sie versteckt, denn es waren junge Leute da, die sich offenbar nach ihnen umsahen.“

Er war auch ohne Frau, und beim Ansehen der herrlichen Blüten von Succulenten sagte er: „So eine Blüte ist doch viel schöner als jede Frau.“ Ich erschrak, dachte: „Ja, hat der noch nie eine schöne Frau nackt gesehen?“ Offenbar war er bei Frauen auch ‚unterbelichtet‘ wie ich.

Nett war, daß er mich mit anderen Kakteenfreunden eines Nachts in das Treibhaus einlud, denn es würde die „Königin der Nacht“, *Selenicereus grandiflorus*, blühen. Ein Meer von weißen Blüten öffnete sich gegen elf Uhr in der Nacht, alle bestaunten sie, und ich war so begeistert, daß ich auch eine Stereophotographie anfertigte.

## 6. Eine echte Studentenbude.

Es war eines Tages, ich war gerade von meinen Eltern wieder nach Karlsruhe zurückgekehrt, da kam Frau W. sichtlich aufgeregt, aber dennoch heiter zu mir und sagte: „Ich höre auf! Sie müssen sich eine andere Studentenbude suchen.“ Sie wollte die Zimmervermietung nun ganz aufgeben, da eine Verwandte zu ihr ziehen würde.

Ich war bestürzt. So hatte ich mir das nicht gedacht, ein Vermieter sollte doch vorher eine gewisse Vorlaufzeit geben, wenn er Untermieter nicht mehr will. So mußte ich mich aber fügen, da ich kaum andere Möglichkeiten sah als sofort ein neues Zimmer zu suchen.

Ich suchte sofort. Man muß sich denken, daß ich damals ja noch kein Kraftfahrzeug hatte, so daß ich anderen an Geschwindigkeit unterlegen war. Ich schaute in der Tageszeitung nach.

Die erste Anzeige, auf die ich einging, bot ein Zimmer in Durlach an. Mit der Straßenbahn fuhr ich dorthin. Zur angegebenen Adresse mußte ich eine längere Strecke bergauf gehen. Eine sehr hübsche Villengegend, so wie ich es von meiner Heimat Bößneck gewohnt war, von wo der Blick weit ins Tal nach Karlsruhe hinabreichte, und ich war sofort begeistert. Das hübsche Einfamilienhaus, das ebenso romantisch gelegen war, war schnell gefunden, und so gern wäre ich da geblieben. Aber als ich da klingelte, sagte mir eine Frau: „Das Zimmer ist leider schon vergeben.“ Ganz enttäuscht ging ich wieder hinab zur Straßenbahnhaltestelle.

Dann fuhr ich mit der Straßenbahn zum Durlacher Tor, wo neben der großen Kirche ein Zimmer frei war. Eine ältere

re Dame ließ mich hinein. Gegen mein großes, geräumiges Zimmer war das fast ein Loch. Ich fragte, ob es Zentralheizung gebe, wie ich sie zuletzt gehabt hatte. Die Frau deutete auf einen Kanonenofen, der im Zimmer stand und sagte: „Der brennt im Nu.“ Nein, das gefiel mir nicht, ich schämte mich aber, eine direkte Abfuhr zu erteilen, und sagte: „Sie haben ein schönes Zimmer, aber ich will mir das noch überlegen.“

Das nächste Zimmer, das ich besichtigte, war in Müppurr. Es war sonnedurchflutet und sehr hell, weil an allen Wänden Fenster waren, und interessant waren die schönen, bäuerlichen blauen Vorhänge an den zahlreichen Fenstern. Was mich aber störte, war, daß an der Decke ein großes Knäuel von Heizungsrohren verlief, das recht bedrohlich aussah, wenn ein Rohr undicht gewesen wäre, und zum anderen wäre die Miete doppelt so teuer gewesen wie bisher, 200 *D.M.* statt bisher 80.

Eine weitere Wohnung besichtigte ich in einem weiteren Vorort. Der Vermieter meinte: „Aber wir wollen solide Leute. Der Vormieter hat ein Mädchen über Nacht mitgebracht, das hätte ich noch verstanden. Aber nach einigen Tagen brachte er eine andere mit. Da kann es Ärger geben.“ Noch galt nämlich der Paragraph „Kuppelei“! Ich verneinte, das Zimmer zu wollen, es war mir nicht passend genug, denn ich hätte nachts über eine Treppe hinabsteigen müssen, wenn ich auf die Toilette gewollt hätte, und das hätte die Familie immer mitbekommen.

Bei meinen Spaziergängen war ich an eine eingleisige Straßenbahnlinie gelangt, die mit zweiachsigen Vorkriegstriebwagen bedient wurde und zum Vorort Rintheim führte. Da, gerade als ich auf Zimmersuche war, war sie zweigleisig ausgebaut worden, und ich hatte den Ausbau ganz genau verfolgt.

Nun konnte ich eine Anzeige finden, die in Rintheim ein

separates Zimmer anbot. Ich telephonierte mit einer Frau, die das Zimmer anbot. Es sollte aber ein wenig beschränkt sein, weil es direkt unter dem Dach lag. Da mochte ich mich noch nicht entscheiden und sagte, ich würde es mir noch bis zum Abend überlegen. Als ich Fr. Seck, die sich nun etwas bemühte, mir zu raten, als sie meine sehr geknickte Stimmung sah, dies mitteilte, sagte sie: „Ich würde Ihnen raten, das doch gleich zu nehmen, sonst ist es noch weg.“ Als ich von dem Vermieter erzählte, der ‚solide Leute‘ erwartete, erwiderte sie: „Das würden wir auch gar nicht zulassen, daß sich Bräute in unseren Federbetten wälzen.“ Da war ich etwas bestürzt, da ich doch wenigstens ein Mädchen gern mitgebracht hätte.

Nun gut, ich rief nochmals an. Die Frau war wieder am Telephon. Sie arbeitete als Verkäuferin in einem großen Kaufhaus. Sie bestellte mich dann nach Rintheim, wo ich mit der neuen Linie hinfuhr.

Es war das Haus Nr. 71 in der Forststraße, ein älteres Eckhaus. Ich klingelte, eine freundliche, circa 40jährige Frau, die allerdings einen recht abgeplackten oder besser sorgenvollen Eindruck machte, erwartete mich. Es ging hinauf bis zum Dachgeschoß des Hauses, wo am Ende der Treppen ein einzelnes Zimmer direkt unter dem Dach lag. Wenn man eintrat, fiel der Blick sofort auf einen großen, glänzenden Kleiderschrank, der an der gegenüberliegenden Wand lag. Davor stand ein Nierentisch mit zwei dazupassenden Stühlen an der linken Wand, wo ein automatischer Gasofen war. Ein Bett, das rechts in einer dunklen, durch eine Trennwand abgeteilten Ecke zusammen mit einem Nachtschränkchen Platz fand, war sehr heimelig, da man sich dort regelrecht verkriechen konnte. Frau H. hatte sich die Möbel gekauft, als sie noch unverheiratet war. Rechts an der Türe sah man das Fenster, das auf eine Dachgaube hinauslief. Vor dem Fenster ein Schreibtisch. Daneben, an der rechten Wand, ein Waschbecken, unter dem sich ein elektrischer

Warmwasserboiler befand. Frau H. sagte, ich könne mir noch einen Eisschrank dazu bestellen, den werde sie bezahlen. Zur Toilette mußte ich eine halbe Treppe hinab. Sie war allerdings sehr einfach, hätte mal renoviert werden müssen. Und die Miete? Nur 100 *D.M.* Dafür hätte ich mit dem eigenen Eingang nicht nur eine ‚sturmfreie Bude‘, worauf ja alle Studenten sehr aus sind, sondern auch fließendes warmes Wasser und war auch vollständig ohne Geräusche von Nachbarn. Das Zimmer hatte eine Leuchtröhre an der Decke, und es war so gut erleuchtet. Daher war ich einverstanden und nahm es.

Ich kaufte mir als erstes eine elektrische Kochplatte, und auch der versprochene Eisschrank wurde schnell geliefert.

Später baute ich mir Regale an der Trennwand, um mein Tonbandgerät und viele Bücher unterzubringen.

Im Sommer war der Raum ungeheuer heiß, um die 40 Grad, da die direkt über mir liegenden Dachziegel die Hitze tagsüber aufsaugten und nachts wieder abgaben. Ich konnte dann nur schlafen, indem ich die ganze Nacht einen Ventilator laufen ließ.

Ich besaß eine eigene Klingel. Zwar war diese erst defekt, nachdem ich aber eine neue Leitung zum Haustor gelegt und die Drähte neu an den Klingeltransformator angeschlossen hatte, funktionierte sie. Auch ein eigener Briefkasten befand sich an der zur Straße gelegenen Eingangstür zum Hof, der zum größten Teil aus Rasen bestand. Die Familie H. wollte das Haus mit einem größeren Dachgeschoß versehen, was aber abgelehnt wurde. So kaufte sie sich bald darauf ein großes Haus auf dem Lande und zog dorthin.

In meiner Geldnot, ich bekam von meinem Vater ein etwas geringes Taschengeld, das ich mir noch durch seine Zuschüsse für Gasthofessen, das ich aber dazu nicht verwendete, aufbesserte. Da ich nämlich im Gasthof auch allein gewesen wäre, hätte mir das bessere Essen gar nicht so gut

geschmeckt. So begann ich, mein in der Schule begonnenes Latein wieder aufzufrischen. Ich besuchte erst einmal eine Vorlesung des sog. ‚Studium generale‘, das u. a. Caesar-Lektüre für Anfänger anbot. Ein netter, pensionierter Studienrat namens Holoch, er lächelte immer verschmizt, führte die Veranstaltung durch. Ich lächelte nun auch, begann aufzuwachen, indem ich jede Kleinigkeit in meinem Gedächtnis notierte. Wie war das anders als die so trockene Elektrotechnik! Ich ging innerlich auf. Dann kaufte ich mir das Büchlein „Sprechen Sie Lateinisch“ von Georg Capellanus, das ich nun auswendig lernte. Ich sprach das ganze Buch auf Tonband, ließ es immer wieder ablaufen und sprach bald laut nach. Nach einiger Zeit dachte ich auf Lateinisch, und die kleine Vorlesung von Dr. Holoch schien mir nun zu einfach. Holoch wurde dann pensioniert. Ein anderer Studienrat namens Woll nahm seine Stelle ein. Er nahm das gleiche nochmal durch. Da wagte ich, ihm auf lateinisch Fragen zu stellen. Er war auch so nett, mir gleich lateinisch zu antworten.

Mit Holoch war ich aber noch verbunden. Ich versuchte, ihn zu besuchen, rief ihn darum an und bat darum, einmal mit ihm lateinisch sprechen zu dürfen. Er lachte mich aus: „Na, lateinisch sprechen, das ist nicht so leicht. Aber kommen Sie einmal vorbei.“ Dr. Holoch wohnte im romantisch an einem Berghang gelegenen Vorort Durlach, wohin ich mit der Straßenbahn fuhr, in einer schönen alten Villa. Ich bemerkte beim Eintreten gleich einen großen Konzertflügel. Einige höfliche Begrüßungsworte, dann sprach ich in fließendem Latein: „Nunc vero necesse est Latine loqui.“ „Nun ist es aber nötig, Latein zu sprechen,“ und Dr. Holoch erstaunte sehr, war ganz aufgeregt und bemühte sich, etwas auf lateinisch zu antworten. Er nahm die Sache ernst, denn ich fragte ihn unter anderem auch: „Wie wird es wohl im Jenseits aussehen?“ Er erzählte die Geschichte von den Freunden, die

sich verabredeten, wenn der eine tot sei, solle er über ein Medium dem anderen mitteilen, wie es drüben sei. Der eine starb, der andere fragte, wie es im Jenseits aussehe. Die überraschende Antwort, so Holoch: „Totaliter aliter — ganz anders!“ Da er aber kaum Zeit hatte, durfte ich ihn nicht wieder besuchen. Etliche Briefe auf Latein schrieben wir uns aber. Heute tut es mir leid, daß ich ihn so wenig sah; er wird schon verstorben sein. Aber mit einer Séance — habe ich noch nicht gefragt!



## 7. Nachhilfe für andere.

In der Bibel heißt es: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ „So“, sagte ich mir, „lasset sie aber dabei mehr Bildung erreichen!“ und begann, in der Zeitung Anzeigen aufzugeben, daß ich Nachhilfe in den hauptsächlich Gymnasialfächern erteilte. Besonders gern mochte ich Schüler in Latein. Daneben war aber auch Mathematik stark gefragt.

Da konnte ich nun Kinder und Jugendliche einmal fördern, die sich besonders freuen mußten, denn ich war regelrecht wild darauf, daß sie auch wirklich Erfolg haben würden. Statt einer Stunde unterrichtete ich meist ein einhalb Stunden, wobei ich ein Heft einführte, wo die Schüler wichtige Einzelheiten in einer sehr praktischen Form eintragen mußten: Das A 4 große Heft mußte mit einem senkrechten Strich in zwei Hälften geteilt werden; auf dem linken Teil wurden Fragen aufgeschrieben, auf dem rechten die zugehörigen Antworten. Diese mußten die Schüler bis zur nächsten Nachhilfestunde auswendig lernen, dann hörte ich sie ab. War eine Frage nicht beantwortet, mußte der Schüler sie nochmals lernen.

Den ersten Besuch bei einem Schüler, genauer einer Schülerin, mußte ich in Rüppurr, einem Vorort, machen. Da war auf einmal ein kleiner Streit entbrannt, wer denn Recht habe, wie man denn Latein lernen müsse, zwischen zwei Mädchen, die sich meiner bedienen wollten. Die ältere, Martina, wurde auf einmal äußerst zart und sanft, als sie mich näher betrachtet hatte, die jüngere mit Namen Michaela ging erst mal zum Spielen nach draußen auf einen Spielplatz. Diese beiden waren jahrelang meine wichtigste

Geldquelle, und Martina fragte oft nach allem, was ich nur mußte.

Dabei konnte sie meine dummen und sehr boshaften Witze mit gutem Humor ertragen. Einmal erzählte ich die Karnevalsendung mit dem Colonia-Duett nach, und da mußte natürlich die Stelle her, wo der eine Mann ein Potenzmittel in einen Brunnen geschüttet hatte, und nachher stand der Pumpenschwengel hoch!

Ihr imponierte manches, was mir auch gut gefallen hätte. Einmal erzählte sie, wie jemand in ihrer Klasse einen flexiblen Muskeltrainer mitbrachte. Den konnte ein Schüler dann voll durchbiegen, was alle, auch Martina, sehr bestaunten. Aus Schüchternheit fragte ich nicht, ob die Mädchen mal auch ein solches Gerät durchbiegen konnten.

Ihre jüngere Schwester nahm mit mir in Lateinisch gerade die Worte anus mit langem und mit kurzem a durch. Da ich erklärt hatte: anus mit kurzem a heißt ‚alte Frau‘, mit langem ‚Ring‘ oder ‚After‘, kam auf einmal eine unerhörte Panne für die Unterrichtsmethode, den Klein-Michaela druckte sehr auffällig herum und plakte auf einmal laut los: „Was ist denn nun eigentlich der After?“ Nachdem ich mich gefaßt hatte, antwortete ich: „Das ist das Loch, wo die ganze Herrlichkeit herauskommt.“

So etwas ist mir noch nie passiert, und es war zum Glück nicht nach weiteren Einzelheiten des Körpers und seiner Ausmündungen gefragt worden, so daß ich noch einigermaßen heil beziehungsweise unangetastet davonkam.

Die meisten Schüler mußte ich zu Hause besuchen, aber einige kamen auch zu mir. Die hübscheste, namens Steffi, war 14 Jahre alt, Tochter eines Rechtsanwalts, und bemühte sich, die für sie schwere Sprache Latein bei mir zu verbessern. Ihre jüngere Schwester durfte daraufhin auch zu mir kommen.

Steffi konnte Lateinisch sehr schnell vorlesen, aber sie

merkte sich die Texte seltsamerweise nicht. Da kam es öfter zu Tränen, wenn sie nicht recht aufgepaßt hatte und wieder nur eine Vier in der Klassenarbeit bekam. Einmal sagte sie mit ganz unschuldiger Miene: „Heute müssen wir uns Zensuren machen!“ — „Wie bitte, Zensuren darfst du machen, Steffi?“ sagte ich, „sind es vielleicht wohl eher Zäsuren?“ Da mußte sie lustig lachen, weil sie den Fehler bemerkt hatte.

Steffis Familie war recht groß. Ich lernte auch ihren Vater, Rechtsanwalt Dr. M., kennen, als ich später in ihrem Haus unterrichtete. Da erzählte er, daß sie schon einen kleinen Freund habe. Ich fragte erstaunt: „Was, schon so früh?“ Der Vater erklärte eher nüchtern: „Warum nicht?“ Da sagte ich mir, ja, wenn die Mädchen so früh anfangen, dann komme ich ja nie zu einer Freundin!

Eine Oberstufenschülerin aus der Waldstadt war eine gute Handballerin, aber ohne Gefühl für die Grammatik, weil sie nicht so natürlich unterrichtet worden war, wie sie das brauchte, so daß sie die Endungen nicht verstand. Das lernte sie bei mir. Besonders durch das Weglassen der Übersetzung vom Deutschen ins Lateinische hatte die Schule damals zu dieser Zeit bereits zu viele Schwierigkeiten für die Schüler hervorgerufen, die nun von mir auszumerzen waren. Einmal war ich so frech, ihr etwas in die Augen zu sehen, worauf sie auf einmal erschrak und mich ebenso ansah. Da sie aber nicht so hübsch war, wie ich mir meine Freundin vorstellte, gab ich mir keine Mühe, sie kennenzulernen.

Ich bemühte mich, den Schülern einfache Anweisungen auf Latein zu geben, damit sie auf ganz natürliche Weise lernten. Immer sagte ich, wenn sein Schüler sich setzen sollte: „Asside, quaeso“ „Setz dich, bitte“, und wenn er lesen sollte: „Lege“, am Schluß der Stunde: „Finem faciamus“ — „Wir wollen Schluß machen“. Die Hausaufgabe hieß ‘opus domesticum’, das Heft ‘libellus’, und wenn ich etwas wiederholen lassen wollte, sagte ich: „repete, quaeso“. Immer muß-

ten die Schüler die Sätze laut vorlesen, damit sich die Sprache einpräge.

Ein Nachhilfeschüler namens Michael, der auch zu mir kam, wollte nicht glauben, daß ich Latein sprechen konnte. Wie man aus seinem Nachnamen und der Sprache hörte, stammte die Familie aus Schlesien. Einmal mußten wir gemeinsam zur Straßenbahnhaltestelle gehen, da quatschte ich ihn, um ihn zu necken, die ganze Zeit auf lateinisch an, und er war ganz aufgeregt, weil er durch das richtige Palaver äußerst aufpassen mußte. In der Schule erzählte er seinem Lateinlehrer davon, daß ich schnell Latein sprach. Der glaubte ihm kein Wort, aber Michael sagte zu ihm: „Sie werden sich wundern!“ Ich war so wütend, daß der Lehrer nicht geglaubt hatte, daß ich gut und geläufig Latein sprechen konnte, daß ich daraufhin den Lehrer in der Schule aufsuchte, zumal ich meinte, seine Lehrmethode sei für einen Schüler wie Michael, der mehr direkt und intuitiv unterrichtet werden mußte, zu ungeeignet. Der Lehrer war so beschämt, daß er mit mir nur ganz wenig sprechen konnte und mich dafür dem Schulleiter, einem D. Sieß, vorstellte. Mit diesem sprach ich frei lateinisch. Es war das Gymnasium in Durlach. Der sehr nette Dr. Sieß war von mir so angetan, daß er meinte, ich müsse mit allen Karlsruhern, die den dreifachen Doctortitel hatten, sofort Kontakt aufnehmen, und gab mir dazu gleich die erste Adresse. Der dreifache Doktor hat leider auf meinen Brief nie geantwortet.

Weiter hatte ich einen sehr freundlichen und strebsamen Nachhilfeschüler Namens Marcus, der nach einer für die Klasse zu schweren Lateinarbeit gewisse größere Angstgefühle hatte, und ich erzählte dem so freundlichen Sieß auch davon, weil ich ja noch wußte, wie ich früher vor Klassenarbeiten Angst gehabt hatte: „Valde enim trepidat“ – „Er zittert nämlich sehr“. Herr Sieß rief nun, man höre und staune, vor meinen Augen den Direktor des Goethe-Gymnasiums an und

fragte, wie es den um Marcus und seine Note stehe, denn „er trepidat“, und der andere Direktor beruhigte mich, indem er sagte, Marcus' Arbeit sei doch noch eine Drei!

Marcus mußte ich bei sich zu Hause besuchen, er wohnte gegenüber dem Tulla-Bad. Die auch sehr freundliche Mutter wollte für ihn eine gute Hilfe geben, und so war ich dort lange Zeit der gern gesehene und sehr lustige Hauslehrer. Ich wollte nämlich die Schüler nicht zu langweilig unterrichten, sondern mit Schwung und Humor. Einmal erklärte ich, der bekannte Ausspruch Catos „*cetero censeo*“ sei der Kaiserin Maria Theresia von ihrem Leibarzt noch näher erläutert worden. Als sie sich nämlich beklagte, sie habe zu wenig Kinder, erklärte ihr der Arzt auf lateinisch: „*Cetero censeo vestrae maiestatis clarissimam illam vulvam esse titillandam*“, und Marcus schaute ganz begeistert im Lexikon nach, was *vulva* bedeutet.

Marcus hatte auch viele Interessen, und besonders galt seine Liebe immer einem großen Aquarium, das er sorgfältig pflegte.

Michael neckte ich, indem ich die Antworten im Heft mit der Hand zuhielt, damit er sie beim Abfragen nicht ablesen konnte, und dabei bemerkte ich: „Schau, ich bin ein Zuhälter.“ Da der Junge sehr gut erzogen war, hielt er sich verzweifelt den Mund zu, um nicht loszuplazen.

Martina hatte noch eine weitere Mitschülerin in Küppurr für mich gewonnen, namens Marion. Sie wohnte in einem alten, recht hübschen Bauernhaus. Dort begrüßte sie mich mit ihren Tieren, das waren große Leguane und zwei Katzen. Marion war besonders niedlich, weil sie mich gar nicht weglassen wollte, auch wenn ich wenig Zeit hatte. Und bei vielen Gelegenheiten gab es noch eine kleine Zugabe an Geld. Leider war sie sehr still, sehr aufgeweckt aber, wenn ich etwas sagte. Da mußte ich den Witz erzählen: „*Suum cuique*“ heißt nicht „das Quicken der Schweine“, was Marion besonders lustig

ausschrieb.

Später wurde Marion immer netter, und die Mutter brachte immer nette kleine Geschenke, die sie mir zu Weihnachten zusteckte. Da war Marion am spendabelsten.

**Fortsetzung folgt!**

## Inhalt

Seite

1. Anfang in Karlsruhe .....	3
2. Professor Strubi & Co.....	9
3. Karlsruher Stereosfreunde .....	23
4. Kunst und Musik helfen!.....	27
5. Prüfungen ohne Liebe .....	31
6. Eine echte Studentenbude .....	35
7. Nachhilfe für andere .....	41

(Fortsetzung folgt)

Die Reihe umfaßt bis jetzt folgende Bände:

1) „Dunja und das Feuerwerkzeug“, 2) „Stachelige Gefährten“, 3) „Wiener Kummerkeks“, 4) „Quietschi und der kleine Maler“ (letzteres mit 4 Kunstdrucktafeln), 5), 6), 7) Das Jägergymnasium 1.2.3. Teil. Je 7,- € +1,50 Pst. 8) „Sylter Gründe“ (mit 2 Farbtafeln) 8,- € +1,50 Pst. 9) 10) 11) „Aus meiner Stromzeit“ 1.2.3.4. 4 Hefte in einem Band als Taschenbuch zusammengefaßt, 192 Seiten, 5 Farbtafeln, Euro 17,- + Pst.

Vom gleichen Autor erschien unter anderem:

Gedichte. 80 Seiten, Farbumschlag, broschiert, mit eigenen Zeichnungen. Liebe, Wiedergeburt etc., € 14,- + 2 Pst.

Dr. G. Joannides, „Sprechen Sie Attisch? Moderne Konversation in altgriechischer Umgangssprache“. Verbesserte Neuauflage mit Nachträgen „Modernstes“ sowie Erotica, 80 S., broschiert, € 16,- + 2,- Versand.

Edition ROMANA Hamburg